

„Ach, du bist und bleibst eben ein ungläubiger Thomas, dabei würde es dir gut tun!“ So sagte die betagte Mutter zu ihrem Sohn. Er hatte wieder einmal seine Vorbehalte gegenüber dem dreieinigen Gott und den Dogmen der Kirche geäußert und gemeint, er wolle eigentlich nicht am kommenden Sonntagmorgen mit ihr den Gottesdienst besuchen. Lieber komme er für einen Spaziergang und zum Kaffeetrinken am Sonntagnachmittag vorbei. Na also, das immerhin! Aber ihr wäre es halt wichtig gewesen, mit ihm auch den Glauben teilen zu können, nicht nur übers Wetter zu reden und über ihre „Alterspresten“ und ein klein wenig über seinen Beruf.

„Ach, du bist und bleibst ein ungläubiger Thomas“.

Das klingt vorwurfsvoll, vielleicht ein wenig enttäuscht. Überhaupt: „Ungläubiger Thomas“ – was für ein Ausdruck! Das mit dem Unglauben ist durch all die Jahrhunderte an Thomas hängen geblieben und wird wohl noch lange an ihm haften bleiben. Nicht weniger als die Bezeichnung „Apostel“.

Dabei ist es doch nur allzu verständlich, dass er die Sache mit der Auferstehung nicht einfach so glauben konnte. Hätten Sie es denn können, einfach so?

Sie sprengt doch ganz entschieden unsere Vorstellungen, damals wie heute, die Nachricht von der Auferstehung Jesu. Sie sprengt alle unsere Erfahrungen, unsere Befürchtungen. Sie sprengt auch alle unsere Hoffnungen.

„Wenn ich nicht das Mal der Nägel an seinen Händen sehe und nicht meinen Finger in das Mal der Nägel und nicht meine Hand in seine Seite legen kann, werde ich nicht glauben.“ (Joh.20,25)

Thomas möchte begreifen, was geschehen ist. Bevor er sich davon berühren lässt, möchte er selbst berühren können. „Schmecken und sehen, wie gnädig der Herr ist“, sinnlich erkennen, dass Er aus Leiden und Tod neues Leben hat werden lassen.

Zu tief ist ihm das Scheitern gegangen, die Schläge, der Spott, die Kreuzigung, die Zerstörung des Menschen Jesus, der Thomas so nahe war, der es ihm als erster und einziger ermöglicht hatte an einen heilenden, liebevollen, starken Gott zu glauben, zaghaft, tastend, unsicher zwar – aber doch so, dass er voller Erwartung war.

Thomas war kein Ungläubiger. Er war sensibel, skeptisch, ein Melancholiker, einer der Verletzlicher war und erregbarer als andere. Er fragt sich ständig: Wie verhält sich religiöse Wahrheit zu unserer erlebten, objektiv beschreibbaren Wirklichkeit? Sollte es wirklich wahr sein, dass Gott die Menschen sucht, dass er ihnen Gutes will und ihnen hilft, ihnen einen gangbaren Weg zeigt in dieser Welt der Gewalt, der Rechthaberei? Die Erfahrungen, die man macht, sagen die nicht oft das genaue Gegenteil?

Aber Thomas war auch nicht der Mensch, der sich mit diesem Gegenteil hätte abfinden können. Er war voller Fragen, und die wollte er nicht einfach in sich vergraben, die wollte er nicht fallen lassen, bis sie das Leben schliesslich zuschüttet. Wer das tut stumpft ab, sieht letztlich keinen Weg mehr, nur die nächsten eigenen Schritte.

Thomas war kein Ungläubiger. Sonst hätte ihn dieser Jesus nicht fasziniert, nicht so, dass er sich ihm angeschlossen hätte. Denn das passte ja eigentlich gar nicht zu ihm, zu Thomas. Er war ja nicht so wie die andern, er war eher der Einzelgänger.

Aber nun war er doch einer der Jünger von Jesus geworden. Natürlich ein ganz spezieller: Thomas war der Jünger, der Fragen stellte. Er war der Jünger, dem klar war: Bei Jesus kann man Fragen stellen. Bei ihm gilt man nicht als Querulant, wenn man kritisch ist und seine Worte hinterfragt, wenn sie schwer zu verstehen sind.

So weit ging sein Glaube! So weit ging das Vertrauen des Thomas zu Jesus!
So weit, dass es ihm möglich war, offen zu seinen Zweifeln zu stehen, zu seinen Vorbehalten, vor den anderen. Könnte ja sein, dass es denen gar nicht so viel anders ging, aber vielleicht schwiegen die ihre Fragen lieber tot oder deckten sie eher mit frommen Bekenntnissen oder mit vielen Worten oder mit Betriebsamkeit zu...

Lieber das, als plötzlich als zweifelhafte Begleiter dazustehen, als Kleingläubige, als Störenfriede in der Gemeinschaft und dann womöglich plötzlich als Aussenseiter daneben.

Thomas hat das immer in Kauf genommen. Und Jesus hat ihn dabei immer ernst genommen. „Ich gehe zum Vater und dorthin, wo ich gehe, da wisst ihr den Weg“, sagt Jesus in den Abschiedsreden in Jerusalem. „Ich gehe um euch eine Wohnung zu bereiten... Ihr sollt dort sein, wo ich bin.“ (Joh.14,3f). Alle hörten zu und genossen diese schönen, aufbauenden Worte. Nur Thomas meldet sich – was nützen ihm die schönsten Worte, wenn er sie nicht nachvollziehen kann, wenn sie für ihn nicht stimmen? Und Thomas meldet sich hier bewusst als Sprecher aller Jünger, stellvertretend für sie. „Herr, wir wissen nicht, wohin du gehst. Wie sollen wir den Weg wissen?“ (Joh.14,5) Keiner protestiert, jeder hält den Atem an und wartet gespannt auf die Antwort. Jesus sagt: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben!“ (Joh.14,6). Nun wagen es auch andere zu fragen, aber Thomas verstummt. Er muss nachdenken. Vielleicht darüber, dass ihm das im Grunde längst bewusst war. Es war ihm bewusst, dass alles, was ihm wichtig war, bei Jesus zu finden ist. Thomas glaubte das aus tiefstem Herzen.

Als Jesus einmal wegen seines kranken Freundes Lazarus nach Judäa gehen wollte, dorthin, wo er bereits gesucht und verfolgt wurde, da rieten ihm die Jünger ab und zögerten, mitzugehen. Thomas war es, der sie dann umstimmte: „Lasst uns auch hingehen um mit ihm zu sterben.“ Das klingt ganz und gar nicht begeistert. Auch Thomas glaubte nicht, dass es gut ausgehen würde; er wäre von sich aus bestimmt nicht hingegangen, in dieses unsichere Judäa. Gott schützt ja nicht immer. Thomas konnte noch nicht sagen weshalb, aber dieses „Mit-ihm“ war für ihn das Entscheidende, dieses „Mit-Jesus-sein“ wollte er nicht verlieren, auf gar keinen Fall, darin lag für ihn alles, wofür es sich lohnte zu leben und zu sterben. Deshalb verlor Thomas dann auch jeden Halt, als Jesus am Kreuz hingerichtet wurde.

Thomas ist nicht einfach ein Ungläubiger. Er möchte nicht in religiösen Phantasien abheben. Er sucht die Wahrhaftigkeit. Und Thomas ist kein Querulant. Er tut unter den Apostel seinen besonderen Dienst, den Dienst des Fragens. Dieser Dienst ist zwar nicht immer bequem, aber er ist wichtig.

Als ich jung war und mir der Glaube und die Sache mit Jesus wichtig wurde, da fand ich mich in einer Gemeinschaft mit Leuten, die sich für das Evangelium begeisterten. Und zwar so, dass es nicht einfach war, Fragen zu stellen, bestimmte Ansichten in dieser Gemeinschaft kritisch zu hinterfragen. Ich las viel, wollte studieren und wurde gewarnt vor liberalen und kritischen Theologen. Und irgendwie fand ich solche Warnungen immer verletzend. Heute weiss ich, weshalb. Der Apostel Thomas hat es mir gezeigt: Das kritische Fragen ist eine Gabe und ein wichtiger Dienst in jeder Gemeinschaft. Es ist auch der Dienst der Theologie an der Kirche. Theologen sollen nicht in erster Linie Behauptungen und Bekenntnisse aufstellen und Erklärungen liefern und andere von ihrem Glauben überzeugen. Theologen sollen in erster Linie Fragen stellen, mit kritischen Fragen das Gespräch mit der Bibel suchen. Und so geschult im Fragen sollen sie mit den Aussagen der Bibel die gesellschaftlichen Verhältnisse, unsere Weltwirklichkeit hinterfragen. Theologie ist dann wirkliche Theologie, wenn sie die Menschen in der Gemeinde lehrt, zu ihren Fragen zu stehen, ihre Frage zu formulieren und ins Gemeindeleben einzubringen.

Hat uns Jesus denn nicht gezeigt, dass Gott das Gespräch mit uns sucht? Dass Er uns als Gegenüber, als Du sucht? Und sind nicht offene, ehrliche, echte Fragen ein ideales Mittel um miteinander ins Gespräch zu kommen, um eine Beziehung ernst zu nehmen und zu vertiefen? Christsein hat so viel mit Fragen zu tun!

Es ist nicht bequem, als Unbequemer zu gelten, aber es ist wichtig, Fragen zu stellen. Manchmal ist es lebenswichtig für eine Gemeinschaft.

Eines allerdings hat Thomas falsch gemacht. Nach der Kreuzigung Jesu hat er sich ganz in sich zurückgezogen. Er war voller Fragen, mehr denn je, aber er hat aufgehört, diese Fragen zu stellen. Und Fragen, die nicht gestellt werden und denen man sich nicht gemeinsam zu stellen wagt, die werden zu trennenden Lasten, die werden zu Hoffnungslosigkeit, zu hoffnungsloser, unglücklicher Ichbezogenheit, zu einer sündigen, traurigen und verzerrten Form des Individualismus. So verpasste er die Begegnung mit dem Auferstandenen.

Als die anderen ihn suchten – sie suchten ihn, denn der fragende Thomas war ihnen wichtig! - und als sie ihm von ihrer Begegnung mit dem Auferstandenen erzählen, nimmt er ihnen das nicht ab. Er misstraut ihnen, er fühlt sich nach dem, was geschehen ist, vom Leben, vom Glauben, von Gott hintergangen.

Zunächst ist er nicht mehr bereit, sich selbst und seine Zweifel, seine Hoffnungslosigkeit in Frage stellen zu lassen. Aber dann geht er doch. Könnte es nicht sein, dass auch einmal er im Unrecht ist, und die anderen im Recht? Könnte es nicht sein, dass bei Gott mehr zu finden ist, als Tod und Ende und vielleicht noch eine schöne Abdankung? Thomas bleibt ansprechbar. Er geht trotz aller Vorbehalte hin, begibt sich wieder in den Kreis der andern.

Es ist die Begegnung mit Jesus, die Thomas wieder zum Jünger werden lässt und zum Apostel. Es sind nie die Erklärungen, Beweise und Argumente; es ist immer nur die liebevolle Begegnung, die überzeugt. Und Thomas ist ja keiner von denen, die immer nur fragen, um sich niemals festlegen zu müssen und um der Wahrheit keine Chance zu geben, zu ihnen durchzudringen.

„Mein Herr und mein Gott!“ So lautet das Bekenntnis, das er nun ausspricht.

Aber was das nun heisst, auch dann, wenn er Jesus nicht mehr in dieser sichtbaren Weise vor sich hat – dazu wird es noch viele Fragen brauchen.

Es heisst, der Apostel Thomas sei weit nach Osten gezogen um das Evangelium zu verkünden. In Gebieten von Indien gibt es einige alte Kirchen, die sich ganz bewusst auf ihn und seine Verkündigung als ihren Ursprung berufen. Es sind die so genannten Thomaschristen. Vielleicht war dort gerade das wichtig, dass einer nicht nur mit Antworten kam, sondern mit auch vielen Fragen?

Die Frage ist grammatikalisch der Satz, der auf die Zukunft hin offen ist, der fragende Glaube ist es, der für Heilung und Erlösung von Gott her offen bleibt, für die Bitte „Dein Reich komme“.

Vielleicht wird es in Zukunft auch bei uns wichtig sein, dass die Kirche weniger ausgefeilte Erklärungen abgibt und nicht mehr versucht ihre Existenz mit allen möglichen Begründungen zu rechtfertigen, sondern dass sie - und alle die zu ihr gehören - wieder mehr Fragen stellt. Oder?

Amen?

Gehalten am 2. Juni 2013 von Pfr. Hanspeter Plattner
Evangelisch-reformierte Kirchgemeinde Muttenz